

Katharina Karl

Heimat und Aufbruch

Alt ist Abraham und viel hat er schon vollbracht, als Gott ihm sagt: Zieh los und geh in das Land, das ich Dir zeigen werde.

Jung ist Moses, als er in der Wüste seiner Arbeit nachgeht, und das Brennen spürt, das ihn weiter hinaustreibt.

Verloren hat die Braut im Hohelied der Liebe den Geliebten und unruhig ist ihr Herz, das getroffen ist von der Ahnung der Erfüllung.

Gefunden weiß sich der Jünger, der dem Blick Jesu begegnet. Gefunden weiß sich sein Herz in ihm.

Angekommen ist der junge Mann, als er im Kloster auf dem Berg die Gewissheit findet: „Hier bin ich zuhause“, und dieser Gewissheit folgt.

Aufbruch aufs Neue steht an, wo der Weg weiter geht, wo das Selbstverständliche nicht mehr trägt, wo die Macht der Umstände übermächtig zu werden droht.

Aufbruch aufs Neue steht an, wo die Suche weiter geht, wo tragende Über-

zeugungen ins Wanken geraten, wo das Bild von Gott zerbricht, Berufung in eine neue Weite drängt, die Sendung eine neue Gestalt annimmt.

Nachfolgen heißt auf dem Weg sein – sich dem Herrn anvertrauen und immer aufs Neue einlassen auf das Leben in diesen Spannungen, in der Zerstreuung. So teilen wir die Existenz Jesu, der unterwegs war, keinen Stein für sein Haupt und doch eine Heimat im Himmel.

So teilen wir die Lebensumstände vieler Menschen, die nach ihrer Mitte suchen – innerlich und äußerlich – die unterwegs sind von Ort zu Ort, auf der Flucht die einen, zwischen Arbeit und Zuhause die anderen.

Gefunden, verloren, geborgen und ausgesetzt, angekommen und weitergetrieben.

Zwischen Heimat und Aufbruch steht unsere christliche Existenz. Zwei Pole unseres Lebens – zwei Pole von Gottes Ruf.

Nicole Grochowina

On the road – immer unterwegs

Der Mitgründer der Christusbruderschaft Selbitz, Walter Hümmer, war immer viel unterwegs: Vorträge überall im Land, Pfarrkonvente, Tagungen und

vieles mehr. Manchmal wussten die Geschwister daheim in Selbitz nicht, wo er sich gerade befand, wollten aber dennoch in der Fürbitte für ihn beten. Und

so ergab sich nicht selten folgende Fürbitte: „Herr, ob er auf der Straße, auf der Schiene oder in der Luft ist, Du weißt um ihn. Segne ihn dort.“

Offenbar gehört es zur Lebenskultur des Evangeliums dazu, unterwegs zu sein – entweder ganz konkret auf äußeren Wegen quer durch die Republik oder gar durch die ganze Welt; oder aber auf inneren Wegen quer durch die eigenen Wüsten, Oasen und Dörfer. In all diesem tut sich dann ein besonderes Verhältnis zwischen Wegen und Orten auf: Dazu gehört einerseits der Wunsch, endlich einmal anzukommen, andererseits aber auch die immer wieder zu erbittende Bereitschaft, sich wieder aufzumachen. Lebenskultur des Evangeliums heißt also, ein Leben im Transit zu führen, das den Ankommenden immer zugleich auch zum wieder Abreisenden macht; das Sesshaftigkeit vor Ort und Suche auf dem Weg in ein enges Miteinander stellt, und das dem menschlichen Wunsch, sich eine Behausung zu schaffen, den Weg runter vom Berg der Verklärung weist, um auf den Wegen des Alltags weiter zu laufen.

Doch wie kann ein solches Leben gelingen? Jemand, die – ähnlich wie Walter Hümmel – viel unterwegs gewesen ist, war Edith Stein. Sie verbindet Wegstrecken, Orte, die Sehnsucht nach Sesshaftigkeit und den Ruf zum Weiterziehen,

als sie 1928 schrieb: „Allmählich habe ich (...) einsehen gelernt, dass selbst im beschaulichsten Leben die Verbindung mit der Welt nicht durchschnitten werden darf; ich glaube sogar, je tiefer jemand in Gott hineingezogen wird, desto mehr muss er auch in diesem Sinne ‚aus sich herausgehen‘, d. h. in die Welt hinein, um das göttliche Leben in sie hineinzutragen. Es kommt nur darauf an, dass man zunächst einmal in der Tat einen stillen Winkel hat, in dem man mit Gott so verkehren kann, als ob es sonst überhaupt nichts gäbe, und das täglich.“

Je tiefer ein Mensch in Gott hineingezogen wird, desto mehr ist er gerufen, sich auf den Weg in die Welt zu machen, um das göttliche Licht in sie einzutragen. Es kommt aber darauf an, zunächst im stillen Winkel, im freundschaftlichen Lebensgespräch mit Gott zu verkehren und den jeweiligen Auftrag aus seinen Händen zu nehmen – und dies täglich. Das heißt: Die Wege, die Orte, die Gefahr der Zerstreuung und das Glück, wenn in all diesem das göttliche Licht aufleuchtet, sie sind auf unserer Seite der Ewigkeit offenbar untrennbar miteinander verbunden. Deshalb: „Herr, ob sie auf der Straße, auf der Schiene oder in der Luft sind, Du weißt um Deine Ordensmenschen. Segne sie dort.“

Tobias Specker SJ

Professionalisierung und Verfügbarkeit

Der Mythos zuerst, vielleicht auch mit einem Wahrheitskern: Noch vor 50 Jahren schrieb der Provinzial dem Jesuiten, um ihn zu seiner neuen Aufgabe zu

senden, eine bloße Postkarte. Auf der Vorderseite – ein Bild des neuen Ortes, auf der Rückseite – das Datum: „In einer Woche, Sao Paulo, Einschiffung

übermorgen.“ So werden Heldengeschichten gemacht. Und doch fasziniert es immer noch: Von heute auf morgen etwas Neues beginnen, innerlich frei und äußerlich mit leichtem Gepäck, konzentriert auf die Sendung des Ordens. Das Ideal heißt: Verfügbarkeit.

Die Realität heißt: Keine Tabula rasa. Viele treten bereits mit einem Beruf oder einem abgeschlossenen Studium ein. Kann dann Noviziat bedeuten – ganz von vorne zu beginnen, weiß und blank wie das neugeborene Menschenkind? Heißt Verfügbarkeit, alles an den Nagel zu hängen? Wie werden die Ressourcen genutzt, die jemand mitbringt?

Die Realität heißt auch: hohe und steigende Ansprüche an die Professionalität. Keine Exerzitienbegleitung ohne Zertifikat, keine Mitarbeiterführung

ohne Leitungskurs, nicht einfach einmal in den Schulunterricht hineinspringen oder als Erzieher ein bisschen mit-erziehen. Professionalisierung heißt: Langfristige Planung, viel Zeit, wenig Gemeinschaft, ausschließliche Konzentration: dies und nichts anderes.

Ideal und Realität gemeinsam heißt: Zerstreuung. In der Ausbildung: Oftmals – von allem ein bisschen und am liebsten alles zusammen. Im Leben: möglicherweise hier leben und dort arbeiten und das Gemeinschaftsleben wird zur Markierung im Kalender. Für die Ordensleitung: wahrscheinlich Haarreraufen – wie kann ich jemand auf lange, festlegende Ausbildungswege schicken, wo ich ihn oder sie morgen an drei Stellen gleichzeitig brauche? Zerstreuung – zwischen Professionalität und Verfügbarkeit.

Franz Meures SJ

... und wie erlebt ein Oberer/eine Oberin diese Situation?

„So vieles hat sich in den letzten Jahrzehnten im Ordensleben geändert. Wenn man Oberer ist oder Oberin merkt man dies am deutlichsten daran, dass ...“

Da sind so viele ältere Schwestern bzw. Brüder – und nur so wenige junge. Wie kann ich den Älteren gerecht werden, wie den Jüngeren? Welche Zukunftsperspektiven haben wir für die Jüngeren? Wie können wir das Miteinander der Generationen gestalten?

Manchmal habe ich den Eindruck, als müsste ich meine Rolle als Oberer/als Oberin immer wieder neu erfinden. Frü-

her war die Rolle viel klarer. Jetzt scheint alles zu schwimmen. Früher hat die Oberin entschieden, und so wurde es dann auch gemacht. Heute weiß ich manchmal nicht mehr, ob ich etwas entscheiden kann oder soll. Alle wollen einbezogen sein, jeder will mitreden. Sollen die Entscheidungen jetzt demokratisch getroffen werden oder bleibt die Letztentscheidung beim Oberen? Jedenfalls ist es sehr mühsam, zu einer Entscheidung zu kommen, die auch akzeptiert wird.

Viele wünschen sich, dass alles so bleibt, wie es war. Es geht nichts über

die guten alten Traditionen und Gewohnheiten. Manche Brüder/Schwester verteidigen diese mit Zähnen und Klauen. Andere wollen aus diesem Korsett heraus. Sie wollen endlich aufbrechen, suchen nach neuen Formen des Ordenslebens, nach neuen Formen des Apostolates, nach neuen Formen des Zusammenlebens im Konvent. Manchmal kommt es mir vor, als würde jede/jeder in eine andere Richtung zerren. Wie können wir da zu einer gemeinsamen Linie finden? Macht es überhaupt noch Sinn, mit den wenigen jüngeren Leuten nach einem gemeinsamen apostolischen Profil zu suchen?

Und dann reden jetzt alle vom persönlichen Charisma. Die Oberen sollen charismen-orientiert leiten und entscheiden. Gelegentlich kommt mir die Frage, ob das die Abschaffung des Gehorsams ist, die Abschaffung der Bereitschaft, sich vom Oberen leiten und senden zu lassen. Und doch finde ich zu einem ganz anderen Blick auf meine Schwestern/auf meine Brüder, wenn ich auf das Charisma eines jeden schaue, wenn ich meinen Blick schärfe für die Gaben und Begabungen, die jede und jeder von Gott empfangen hat.

Und ich freue mich, dass wir über die Jahre dazu gefunden haben, den einzelnen viel mehr Selbstverantwortung zu geben als früher. Das gehört sich doch so für erwachsene Menschen unserer Tage. Früher kam es mir manchmal vor, als würden wir unsere Schwestern/Brüder wie Schulkinder behandeln, nicht wie Erwachsene mit eigener Urteils- und Entscheidungsfähigkeit. Doch durch die Anerkennung der Eigenständigkeit der einzelnen ist es unendlich mühsam geworden, miteinander verbindliche Regeln aufzustellen. Wie oft habe ich es erlebt, dass wir Abmachungen getroffen haben, und dann lebten einige weiter, als wäre nichts vereinbart worden. Manchmal denke ich: hier macht jeder, was er will. Wie geht das zusammen: Selbständigkeit und Gemeinsamkeit? Das ist die Quadratur des Kreises.

Und eines will ich Euch auch noch sagen: In dieser Situation lernt man neu zu beten. Wie oft schaue ich am Abend auf zu meinem Herrn und frage ihn: „Herr, was willst Du mir, was willst Du uns durch all diese Veränderungen sagen? Lehre mich, lehre uns herauszufinden, was mehr Deinem Willen entspricht.“

Margareta Gruber OSF

Einzellebende: Sonderposten – Außenposten – Vorposten?

Als so genannte Einzellebende darf es mich eigentlich gar nicht geben. Ordensleben ist Leben in Gemeinschaft. Ich verstehe mich auch nicht als Einzellebende, denn ich teile mein Leben mit

Menschen, und das bewusst und in meiner franziskanischen Spiritualität. Dennoch lebe ich nicht mit Mitschwester der eigenen Gemeinschaft und bin deshalb eine „Einzellebende“. Und sol-

che gibt es aus unterschiedlichen Gründen immer mehr, und zwar nicht nur Ordensmänner, sondern auch Ordensfrauen. Sind sie *Sonderposten – Außenposten – Vorposten*?

Sonderposten: „Einzellebende“ sind zweifellos ein „Sonderposten“. Viele Gemeinschaftsvollzüge, die den Gemeinschaftsalltag kennzeichnen, leben sie nicht oder anders. Dadurch bleiben viele Konfliktpunkte des Alltags den Einzellebenden erspart. Die Kehrseite ist eine größere Einsamkeit, die fehlende Nähe von Mitschwestern in Freud und Leid, das selbstverständliche Miteinander im Alltag und auch im Gebet. Man kann beide Seiten nicht gegeneinander aufwiegen oder ausspielen. Für jeden Menschen und auch für jede Schwester gilt: Es sind nicht viele tragende Beziehungen, die wir brauchen, um uns in der Gemeinschaft und im Leben beheimatet zu fühlen, aber diese müssen wir bewusst leben. Und jede von uns, ob in Gemeinschaft lebend oder allein, muss lernen, dass Einsamkeit zum Leben gehört.

Außenposten: Einzellebende sind wie die Mini-Konvente eine Art „Außenposten“ unseres Lebens. Sie bringen ihre Gemeinschaft und ihre Spiritualität an Orte, die eine größere Gruppe (noch) nicht erreichen kann. Sie erschließen uns Menschen und Orte.

Vorposten: Einzellebende sind auf Netzwerke angewiesen, mehr als Schwestern, die in Konventen leben. Die wenigen Jüngeren, die es gibt, brauchen solche Netzwerke und leben bereits darin. Solche Netzwerke können innerhalb der Orden (wie hier die PTHV als Ordenshochschule, in der ich lebe, die IN-FAG, etc.) und außerhalb des Ordenslebens sein (Familie der Hoffnung,

Miteinander für Europa, Christen im Gesundheitswesen, SOLWODI etc.). Vielleicht wird in diesen Netzwerken, die Gemeinschaften, Spiritualitäten, Kirchen und zuweilen selbst Religionen überschreiten, die Gestalt der Kirche der Zukunft sichtbar?

Frauenbiographien: In den letzten Jahren hat sich nicht nur unsere Lebensform als Ordensfrau, sondern auch die der Familien sehr verändert; Frauen spüren diese Veränderung stärker als Männer. Es gibt viele alleinstehende Frauen. Ich kenne verheiratete Kolleginnen, die beruflich an einem andern Ort leben als ihr Mann (oder umgekehrt). Das ist keine ideale Situation für eine Ehe, aber sie ist Teil der modernen Berufswelt und kann gestaltet werden. Wir haben es in dieser Beziehung sogar einfacher als verheiratete Frauen, weil wir keine Verantwortung für eigene Kinder haben und insofern tatsächlich verfügbarer und freier sind. Ich denke, dass die Zerrissenheiten, die Zerstreuung, unter denen wir als Einzelne und als Gemeinschaft zunehmend leiden, Teil einer Situation sind, die uns mit vielen anderen Menschen unserer Zeit verbindet.

Aus der alten Kirche: Zum Schluss noch eine Erfahrung aus der orthodoxen Kirche: Dort gibt es, wie in der alten Kirche, drei klassische Formen des Ordenslebens: Das eremitische Leben, das zönotische Leben (in Klöstern), und als drittes die so genannten „Laurer“: Hier leben Mönche und Nonnen selbständig und „idiorhythmisch“ (also nach eigenem Rhythmus) in ihren eigenen Zellen (oder heute in Häusern verstreut), und haben zusammen einen geistlichen Ort (wo auch immer) und eine geistliche Führung. Diese dritte

Form, das geistliche Netzwerk, wird heute immer wieder auch bei uns im Westen überlegt, als geistliche Lebensform in Städten oder auch auf dem

Land. Es gibt also auch in der Geschichte Modelle, die das Entweder-Oder von Einsiedelei und Kloster zu verbinden suchen.

Elisabeth Hense
VUCA-Welt¹

All diese Erfahrungen, diese Eindrücke und diese Überlegungen führen uns gut vor Augen, was wir heute unter dem Stichwort VUCA-Welt diskutieren.

Das Wort VUCA ist ein englisches Akronym. Es setzt sich zusammen aus den Anfangsbuchstaben verschiedener englischer Begriffe – Volatility (Flüchtigkeit), Uncertainty (Unsicherheit), Complexity (Komplexität) und Ambiguity (Ambiguität/Mehrdeutigkeit).

Unsere Welt ist *flüchtig*: sie verändert sich so rasch, dass wir sie als vorläufig, vergänglich und kurzlebig erfahren. Eine Seifenblase, die im Wind zerplatzt.

Unsere Welt ist *unsicher*: wir können kaum vorhersagen, wie sich unsere Welt weiterentwickelt. Wir erleben uns als Seiltänzer, suchen ständig nach einer guten Balance. Wir werden von Entwicklungen überrascht, die wir nicht für möglich hielten.

Unsere Welt ist *komplex*: ein verworrenes Knäuel, in dem unüberschaubar viele Interessen ineinander verstrickt sind. Probleme lassen sich kaum mehr lösen, weil wir nicht mehr verstehen, wie alles zusammenhängt.

Unsere Welt ist *mehrdeutig*: es gibt viele Missverständnisse und viele Sichtweisen. Mehrdeutigkeiten sind Teil unserer Normalität.

Die VUCA-Welt in all ihrer *Unbeständigkeit*, mit all ihren *Risiken*, in ihrer *Undurchsichtigkeit* und ihrer *Zwielichtigkeit* ist die Bühne, auf der wir uns heute bewegen.

Funktioniert die Lebenskultur des Evangeliums noch als Kompass, um den Weg in eine gute Zukunft zu finden?

Wir meinen: Ja! An diesem Wochenende beschäftigen wir uns mit einem neuen ‚Es werde‘ für ein ‚gutes Leben‘ inmitten unserer VUCA-Welt. Wir wollen auf unseren Alltag schauen, auf den Kontext, in dem wir leben, auf Spannungen und Nöte in unserer Gesellschaft. Und dabei können wir entdecken, dass unsere VUCA-Welt uns Chancen bietet: Es kann etwas Neues entstehen. Althergebrachte Strukturen brechen weg. Dadurch entsteht Raum für neues Leben, neue Formen. Wir freuen uns, an diesem Wochenende gemeinsam mit Ihnen auf die Suche zu gehen nach einer Lebenskultur des Evangeliums in der Zerstreuung.

.....

1 Das Konzept der VUCA-Welt ist in den letzten Jahren im Management-Kontext populär geworden. Siehe z. B. Bob Johansen und James Eucher, „Navigating the VUCA World“, in: Research-Technology Management, Jan./Feb. 2013, 10-15.